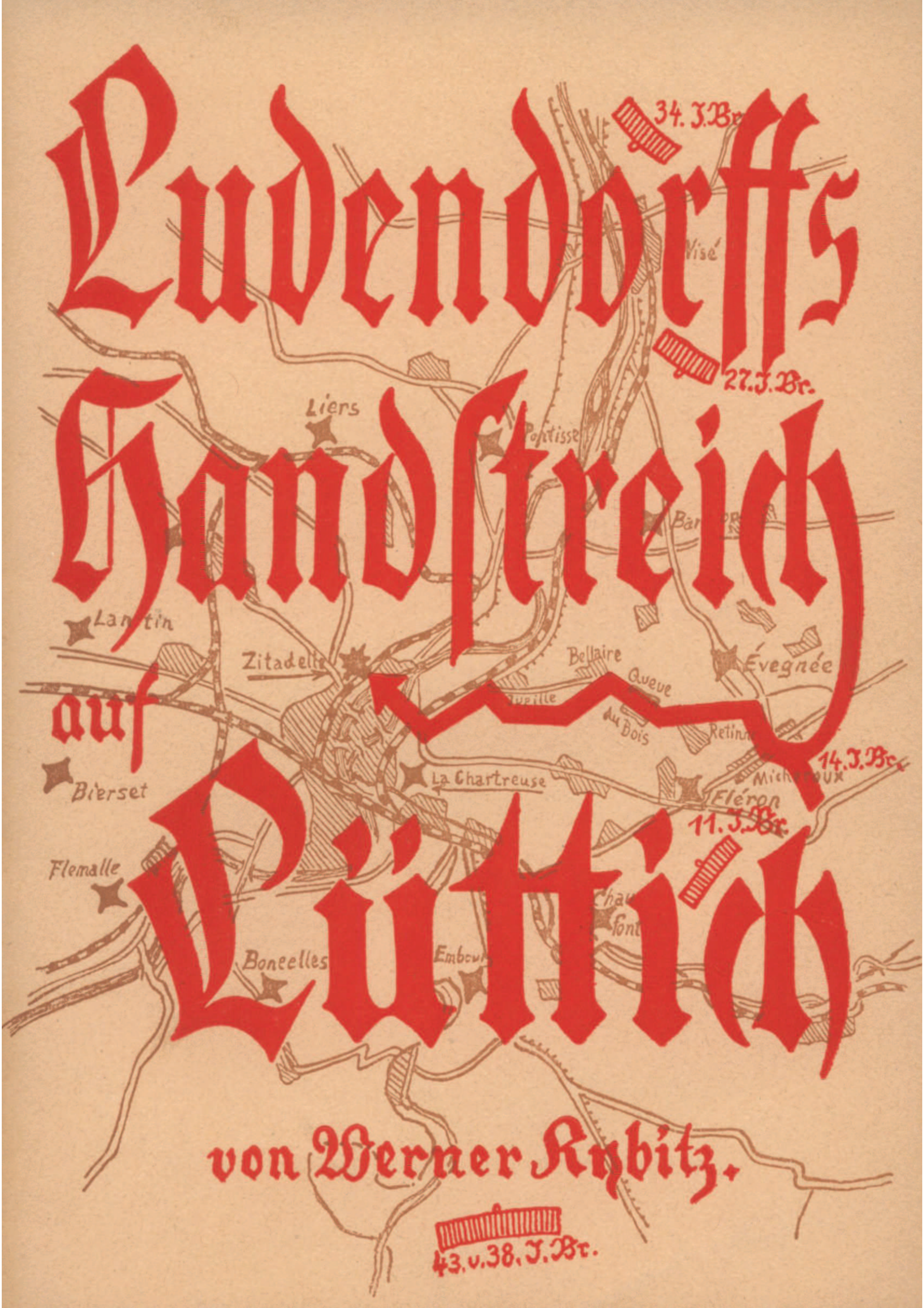

Ludendorffs
Handstreich
auf
Lüttich
von Werner Kybitz.
34. J.Br.
Visé
27. J.Br.
Liers
Zitadelle
Bellaire
Queue
du Bois
14. J.Br.
La Chartreuse
Bierset
Fléron
11. J.Br.
Flemalle
Évegnée
Boncelles
43. u. 38. J.Br.

Werner Kybitz

Ludendorffs Handstreich auf Lüttich

Erinnerungen und Erkenntnisse
eines alten Lüttichkämpfers
zur 25. Wiederkehr des Lüttichtages

„.... Den Feldherrn in seiner Führergröße ganz zu erfassen, wird nicht allen möglich sein, den Helden von Lüttich aber versteht auch der schlichteste deutsche Mann als Vorbild wahren Soldatentums."

(Der Chef des Generalstabes des Heeres, General der Art. Ritter v. Halder,
am 16. 8. 1939 an Frau Dr. Mathilde Ludendorff)



Ludendorffs Verlag GmbH München 19

Heft 1 des „Laufenden Schriftenbezuges 9"

Einzelpreis RM —.25

Druck von Ludendorffs Verlag GmbH., München / 1939

Lüttich war bei Ausbruch des Weltkrieges eine der stärksten Festungen der Welt. Die beiderseits der etwa 150 Meter breiten Maas gelegene Stadt wurde ringsum durch einen Gürtel von zwölf Panzerforts geschützt; sie waren voneinander durchschnittlich etwa 3 Kilometer entfernt, so daß sie sich gegenseitig durch ihr Feuer unterstützen konnten; ihre Entfernung von der Mitte der Stadt betrug etwa 7,5 Kilometer; das ergibt einen Umfang dieses Panzergürtels von rund 50 Kilometern.

Jedes Fort hatte etwa die Form eines gleichseitigen Dreiecks von ungefähr 300 Meter Seitenlänge; die Bestückung bestand aus 10 bis 12 schweren und mittleren Geschützen unter Panzer-Drehtürmen mit bis zu 21 Zentimeter starken Stahlpanzern. Das Innere des Forts hatte bis zu 4 Meter starke Betondecken mit starker Erddecke darüber; außen lief ringsum ein 10 Meter breiter und bis zu 8 Meter tiefer Graben mit senkrechten Betonwänden, dessen Sohle mit Stacheldraht, Eisengittern und Eisenspießen bewehrt war; zur Sturmabwehr konnte die Grabensohle aus Schießscharten unterirdischer Kasematten mit Revolverkanonen und Maschinengewehren bestrichen werden.

Im Inneren des Panzergürtels von Lüttich lagen dicht am Außenrande der Stadt noch zwei veraltete Festungwerke, die Zitadelle und die Chartreuse, die jetzt zur Unterbringung von Reserven dienten. Wenn diese Werke der Beschießung durch schwere Artillerie auch nicht mehr gewachsen waren, so boten sie mit ihren Wällen und Gräben bei tapferer Verteidigung einem Infanterieangriff doch ein uneinnehmbares Hindernis, solange sie nicht sturmreif geschossen waren.

Der wahrhaft verwegene Plan, die starke Festung Lüttich in den ersten Tagen des Krieges in nächtlichem Sturm zu überrennen, stammte von dem damaligen Generalmajor Ludendorff, der bis 1913 Chef der Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes gewesen war. Den jüdischen Machthabern und ihren erbärmlichen Werkzeugen im Waffenrock des Deutschen Soldaten waren die Fähigkeiten dieses hervorragenden Soldaten längst bekannt gewesen; deshalb hatten sie dafür gesorgt, daß Ludendorff am 27. 1. 1913, also rechtzeitig vor Herbeiführung des Weltkrieges aus seiner leitenden Stellung entfernt und in die Front „strafversetzt" worden war, weil er es gewagt hatte, die angesichts der drohenden Kriegsgefahr notwendige Heeresverstärkung gegen den Willen des Kriegsministers vor der Öffentlichkeit zu vertreten. Dadurch war es Ludendorff aber doch vergönnt, daß er bei Ausbruch des Krieges mit vor Lüttich sein und die Ausführung seines Planes überwachen

konnte. Ludendorff wußte, daß die schnellste Eroberung dieser Festung von kriegsentscheidender Bedeutung war: bildete dieses starke Bollwerk doch die Flankensicherung des französisch-belgischen Heeres, das hinter diesem Stützpunkt ungestört hätte aufmarschieren können; andererseits versperrte Lüttich dem rechten Flügel des Deutschen Heeres das freie Feld zu seinem 16 Tage in Anspruch nehmenden Aufmarsch, der aus den Bergen des Hohen Venn und der Eifel heraus nur in der breiten Ebene des Maastales in der nötigen Breitengliederung und weit genug von der ungeschützten Deutschen Grenze entfernt erfolgen konnte. Die Eroberung Lüttichs bedeutete also Sicherung des Deutschen Aufmarsches und gründliche Störung des belgisch-französischen Aufmarsches!

Der Plan Ludendorffs stellte gewaltige Anforderungen an den Deutschen Soldaten, aber er war nicht so aussichtlos, wie er uns Lüttichstürmern erschien, die wir eines Abends ganz plötzlich vor diese durch ihre Größe und Verwegenheit wahrhaft erschreckende Aufgabe gestellt wurden; wir sahen die Riesenfestung mit ihren schier unvorstellbaren Abwehrmitteln; Ludendorff rechnete mit zwei schwachen Seiten der Festung: die eine war der Umfang der Hauptverteidigunglinie von 50 Kilometern, zu deren Sicherung nach dem damaligen Stande der Bewaffnung, der Nachrichtenmittel und der Beförderungmittel rund 50 000 ausgebildete Soldaten notwendig waren; die andere Schwäche lag darin, daß die drei Kilometer breiten Zwischenräume zwischen dem Panzerforts im Frieden noch nicht ausreichend befestigt waren, daß ihre Durchbrechung in den ersten Tagen des Krieges also nicht unmöglich war.

Unter Führung des Generals von Emmich, in dessen Stabe auch der Generalmajor Ludendorff war, waren sechs Deutsche gemischte Infanteriebrigaden mit Artillerie, Pionieren und Kavallerie ausersehen, das unerhörte Werk zu vollbringen. Schon am ersten Mobilmachungtage waren die Transportzüge, zum großen Teil aus dem Inneren Deutschlands, als Allererste dem Aufmarsch vorausgeworfen. Die Nacht vom 5. zum 6. 8. war zur Ausführung des Sturmes bestimmt. Fünf Breschen sollten die Brigaden von Norden, Osten und Süden her zwischen den Forts hindurch durch den Panzerring von Lüttich schlagen: am weitesten nördlich sollte die 34. Brigade, weit nach Norden ausholend, dicht an der holländischen Grenze die Maas überschreiten und auf dem linken Maasufer zwischen den Forts Liers und Pontisse durchstoßen; auf dem rechten Maasufer, von Nordosten her, sollte die 27. Brigade zwischen den Forts Pontisse und Barchon durchbrechen; von Osten her hatte die 14. Brigade den Raum zwischen den Forts Evegnée und Fléron zu durchstoßen; aus südöstlicher Richtung sollte die 11. Brigade den Durchbruch zwischen den Forts Fléron und Chaudfontaine erzwingen, und von Süden her waren die 38. und 43. Bri-

gade zum gemeinsamen Durchbruch durch das hier wald- und schluchtenreiche Gelände zwischen Fort Boncelles und Fort Embourg angesetzt.

Da lag unser stolzes Magdeburgisches Jägerbataillon im Verbande der 14. Infanteriebrigade eines schönen Tages — es war der 5. 8. 1914 — vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bereitschaft östlich der Festung Lüttich, nur wenige Kilometer von dem Fort Fléron entfernt. Das war also der Krieg; ich war auf einmal ganz unverhofft wieder Soldat geworden; ich stand als junger Offizier des Beurlaubtenstandes wieder in den Reihen meines alten Jägerbataillons, in dem ich wenige Jahre vorher meiner Wehrpflicht genügt hatte. Vor vier Tagen hatte ich noch friedlich den grünen Rock eines Pflegers des Deutschen Waldes getragen und hatte nicht im Traume daran gedacht, daß ich so bald vor Lüttich dringend zu tun haben würde. Die vier letzten Tage erschienen mir wie ein Rausch, wie ein wüster Traum: war ich doch die letzten vier Nächte nicht zum Schlafen gekommen; gestern, beim Vormarsch hierher, hatten wir ganz nahe vor uns bei unserer Spitze die ersten scharfen Gewehrschüsse peitschen gehört und dann die ersten feindlichen Toten am Wege liegen sehen; dann waren wir in der Nacht in unseren Alarmquartieren in Hervé zweimal alarmiert; einmal kurz vor Mitternacht durch rasendes Gewehrfeuer bei unseren Vorposten, und das zweite Mal bald nach Mitternacht zur Fortsetzung des Vormarsches; da lag das Bataillon jetzt nach wenigen Stunden Marsch auf dieser kahlen Höhe geschlossen in Bereitschaft, nach Lüttich zu nur mangelhaft gedeckt durch einige zerstreute Kleinbauerngehöfte. Weit schweifte der Blick über das blühende Land mit seinen Dörfern, Wiesen und Weiden, die von einem engen Netz von Hecken und Zäunen durchzogen waren; ungezählte schwarzweiße Rinder weideten auf den saftiggrünen Flächen; von Einwohnern war längst nichts mehr zu sehen; weithin erscholl das Gebrüll der lange nicht mehr gemolkenen Tiere.

Zahlreiche gewandte Jäger erbarmten sich der geplagten Kühe und leerten ihre übervollen Euter zum ersten Frühstück in ihre Kochgeschirre; das mußte wohl der Aufmerksamkeit der Forts Fléron und Evegnée nicht entgangen sein; man hörte bei heiterem Himmel plötzlich etwas wie dumpfes Donnergrollen, dann ein noch nie gehörtes ratterndes Rauschen, als wenn ein Schnellzug durch eine Bahnhofshalle braust, ganz nahe brüllende Donnerschläge — Feuer und Qualm, hoch spritzt Erde auf, Sprengstücke fliegen heulend durch die Luft; wir sind erkannt! Das war der erste recht unfreundliche Gruß aus der Festung. Eilenden Schrittes kommt der Adjutant übers Feld: „Kompanien sollen sich eingraben!" Schnell entstehen tiefe Deckunggräben in dem schweren, prachtvoll stehenden Lehmboden; bald ist die Kompanie wie von der Erde ver-

schluckt; eng aneinandergepreßt sitzen wir in tiefen Gräben und hören von Zeit zu Zeit die schweren Koffer in unserer Nähe einschlagen.

Nach heißem, gewitterschwülen Tag wird das Wetter gegen Abend kühl und trübe; als Ausläufer eines in der Nähe niedergegangenen Gewitters rieselt bei uns ein feiner Sprühregen herab; als es dämmerte, zwängte sich ein junger Offizier durch unseren engen Graben und flüsterte mir im Vorübergehen ins Ohr: „Diese Nacht Sturm auf Lüttich! Jägerbataillon 4 wird auf Fort Fléron eingesetzt!"

Ich konnte nichts, als den Überbringer dieser Kunde sprachlos anstarren; es war, als wenn der Rockkragen auf einmal etwas zu eng wäre, als wenn der Herzschlag aussetzen wollte; ich wollte antworten, wollte sagen: Sturm? Auf was? Auf Lüttich? Mensch, reden Sie irre? Das ist doch eine starke Festung — die kann man doch nicht so einfach stürmen, ohne daß die schwere Artillerie Wochen und Monate gehämmert und alles zerschmettert hat; unsere Väter haben doch Metz und Paris auch nicht einfach so ohne jede Vorrede gestürmt... — aber der Kamerad war schon weiter; ich saß wieder wie zuvor zwischen meinen ahnunglos essenden, schwatzenden oder schlafenden Jägern; man hielt es damals noch für gut, die Männer nicht wissen zu lassen, was man mit ihnen vorhatte.

Sturm — in dunkler, schwarzer Nacht —, Sturm auf starke Festung! Es war, als wankte die Erde unter mir; es wirbelte mir durch den Kopf: unterirdische Minenkammern mit gewaltigen Sprengladungen... Drahthindernisfelder mit Hochspannungleitungen... abgrundtiefe Festunggräben mit senkrechten Betonwänden ... Panzertürme..., und wir Jäger sollten auf das Fort Fléron eingesetzt werden? Das hieß doch wohl soviel wie: wir sollten geopfert werden, Gassen durch die Hindernisse zu brechen, mit unseren Leibern die Gräben zu füllen, als Brücken für die nachstürmenden Infanterieregimenter!

Gegen Mitternacht kam der Befehl zum Antreten. Es war eine dunkle, regnerische Nacht. Nach einstündigem Marsche kamen wir auf dem Sammelplatz unserer Brigade in dem Dorfe Micheroux an, das drei Kilometer vom Fort Fléron entfernt liegt. Bald nach unserem Eintreffen fielen aus dem Dunkel von Häusern und Hecken einzelne Gewehrschüsse auf unsere auf der Dorfstraße haltende Marschkolonne. Da ging die Disziplin der Jäger durch: ohne Befehl eröffneten sie stehend aus der Kolonne heraus ein rasendes Feuer nach beiden Seiten gegen die dunklen Häuser; die Einschläge der Geschoße schlugen aus den steinernen Wänden lange Feuerstrahle heraus, die den Eindruck erweckten, als würde aus diesen Häusern ebenso rasend geschossen. In diesem Höllenlärm waren einzelne Jäger in die nächsten Häuser eingedrungen und hatten sie

in Brand gesteckt; bald flackerte heller Lichtschein in den Fenstern, nach kaum zehn Minuten schlug schon die haushohe Lohe zum Dach heraus; es brannten vier, fünf Häuser in unserer nächsten Nähe; jetzt war die ganze Gegend taghell erleuchtet. Nur mit Mühe war es gelungen, die unsinnige Schießerei zum Schweigen zu bringen. Mich quälte nur der eine Gedanke: das soll eine Überrumpelung einer starken Festung werden, wenn man sich durch Gewehrgeknatter und lodernde Brände schon von weitem anmeldet?! Ich hatte keinen Funken Hoffnung mehr auf ein Gelingen des Sturmes.

Gegen 1 Uhr morgens setzte unser Bataillon, jetzt in die Brigade eingegliedert, seinen Vormarsch fort. Vor uns marschierte als vorderste Sturmkolonne das Infanterie-Regiment 27 aus Halberstadt.

Im Dunkel der Nacht war fast immer beiderseits der Straße bebautes Gelände zu erkennen, niedrige, ländliche Wohnhäuser, Fabrikgebäude und Eisenbahnanlagen. Auf der gepflasterten Straße drängten sich bald, im Dunkeln ineinandergeschoben, zwei Marschkolonnen Fußvolk und eine Artilleriekolonne nebeneinander her; das Rasseln und Klappern der stahlgepanzerten Fahrzeuge übertönte unseren Marschtritt. Erst einzeln, dann immer dichter pfiffen und surrten Gewehrgeschoße über unsere Köpfe hinweg; neben mir sah ich die Stangen- und Vorderreiter der Artillerie lang vornübergebeugt auf ihren im nebligen Dunkel riesenhaft erscheinenden Pferden liegen. Immer häufiger erscholl der damals noch ganz ungewohnte Ruf: „Sanitäter! Sanitäter!“ Da schoben sich als vierte Kolonne auf der engen Straße noch Pioniere neben uns ein, die in der Kolonne zu Einem, zu je etwa 10 Mann, schwere Feuerwehrleitern trugen. Die waren wohl für das Fort Fléron und für uns bestimmt? Mit Feuerwehrleitern gegen kampfkräftige Panzerforts und Maschinengewehre... Das war ja heller Wahnsinn!

Eine neue Artilleriekolonne überholte uns in rasselndem Trabe; da ich links neben meinem dicht aufgeschlossenen Zuge marschierte, mußte ich zur Seite springen, um nicht überfahren zu werden und war damit als Einziger von meiner Kompanie getrennt. Ich ging nur etwa hundert Meter in demselben Schrittmaß weiter, und als die Artillerie vorüber war, sah ich mich zu meinem Schrecken allein unter fremden Truppen.

Beim Vorwärtseilen traf ich bald auf zwei unserer sich in Marschkolonne vordrängenden Jägerkompanien. An der Spitze schritten Arm in Arm, eng aneinandergepreßt, unser schon verwundeter Kommandeur, zwei Kompaniechefs und der Adjutant. „Bleiben Sie bei uns!“ brüllte der am weitesten rechts gehende Hauptmann mir auf meine Frage nach der 2. Kompanie ins Ohr — man konnte vor Knattern und Krachen schon kaum sein eigenes Wort verstehen — und reichte mir seinen rechten Arm. Eben mußte auf

unserer Rechten eine Lücke in der Häuserreihe sein, denn rauschend und pfeifend strichen plötzlich von rechts her Garben von Maschinengewehrfeuer dicht über unsere Köpfe. „Das sind eigene Truppen", brüllte der Hauptmann, „alles soll rufen: Der Kaiser! Der Kaiser!" — „Der Kaiser" war das Feldgeschrei für den Sturm; aber wenn es auch hundert Männer in die Nacht hinein brüllten — das Feuer wurde nur noch heftiger! Das war der Feind! Ein Glück für uns, daß es noch stockdunkel war, und daß die Scheinwerfer der Forts uns nicht fassen konnten. — Dann fing es neben mir an zu singen; bald suchten tausend Männerkehlen mit rauhem Gebrüll des Deutschlandliedes den Höllenlärm des feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuers zu übertönen. Nein, das war wirklich kein Singen, das war, ehrlich gesagt, ein wildes Gebrüll, das Todesangst ersticken wollte, hohl und mißtönend wie das Brüllen eines Stieres, der den Dunst des Schlachthofes wittert. Dicht vor uns krachte Schlag auf Schlag, der Abschuß einer feindlichen Batterie; jedesmal, wenn der gräßliche Schein des Mündungfeuers die Augen schmerzhaft blendete, lag unser ganzer Sturmhaufen, vergeblich Deckung suchend, im schwarzen, schmierigen Schlamm der Straße. Dann stieg mir ein entsetzlicher Gestank in die Nase, der in mir noch lange nachher eine widerliche Erinnerung an den Straßenschlamm von Lüttich wachhielt. Erst vier Monate später kam es mir im schweren Artilleriefeuer von Ypern zum Bewußtsein, daß der Gestank nichts mit Lüttich zu tun hatte, sondern daß er mit Feuer und Sterben zusammenhing.

Wie ein Landsknechtshaufen im Mittelalter wohl eine feste Stadt berannte, so schob sich unsere Kolonne im Gedränge vorwärts; aber im gedrängten Haufen läßt es sich schwer marschieren: bald klaffte in der sich vorwärtswälzenden Masse plötzlich eine wohl fünfzig Meter lange Lücke — dann wurde im Laufschritt aufgeschlossen; bald trat wieder ein Rückstau ein — dann wurde man, wie von einer gewaltigen Woge getragen, mit schmerzenden Füßen und Schienbeinen wieder etwa dreißig Meter zurückgeworfen. Bei einer längeren Stockung sah ich an einer Straßenkreuzung im schwachen Lichtschein elektrischer Taschenlampen etwa sechs Generalstäbler über eine Karte gebeugt ganz nahe neben mir stehen und hörte aus ihrer Mitte eine kräftige Stimme rufen: „Zum Donnerwetter, ist denn das überhaupt der richtige Weg? Wer weiß denn hier Bescheid? Hier weiß ja kein Mensch Bescheid!" — Das war wenig ermutigend.

Wir kamen der feuernden Batterie immer näher, und das gräßliche Prasseln und Pfeifen von Kugeln verriet, daß sie mit Kartätschen schoß — ein besonders wirksames Mittel zur Sturmabwehr, vergleichbar dem Schrotschuß aus einer Jagdflinte. Plötzlich wurde unsere Kolonne wieder von vorn wie vom Druck einer

unsichtbaren Riesenfaust an die fünfzig Meter zurückgedrängt. Durch Krachen und Geknatter hörte man von vorn laute, unverständliche Schreie, die, nach rückwärts weitergegeben, immer vernehmlicher wurden. Jetzt war es zu verstehen: im Massenchor lief uns von vorn der tausendfach wiederholte Schrei entgegen: „Die Jäger vor!“ — „Die Jäger vor!“ — „Die Jäger vor!“

Wir fünf noch Arm in Arm fest aneinandergepreßten Offiziere mit zwei Jägerkompanien hinter uns brachen wie ein Sturmbock in die dichte Menschenmasse vor uns ein, und schnell bildete sich eine Gasse, durch die wir im Sturmschritt vorgingen. Schnell kamen wir in die Höhe des Vortrupps unserer Sturmkolonne, und da sah ich, warum unsere 27er nicht weiter vorwärtsgekommen waren: Auf der engen Vorortstraße lag wohl ein kriegsstarker Zug, etwa 70 Mann, auf engstem Raume kreuz und quer durcheinander. Als wir uns vorbeidrängten und darüber hinwegstiegen, kam mir ein Blutdunst in die Nase, wie beim Aufbrechen eines erlegten Hirsches; eisiges Entsetzen legte sich lähmend aufs Herz, im nächsten Augenblick fuhr es glühend heiß durch alle Glieder. ... Ich warf im Halbdunkel rasche Blicke nach allen Seiten, ob nicht wenigstens einer noch lebte — aber, soweit ich sehen konnte, rührte keiner mehr ein Glied. Jetzt ging es in den Tod — ich ergriff eines von den vielen herrenlosen Gewehren mit langem Messer, über die wir hinwegtraten, — das Vertrauen zu Degen und Pistole hatte ich verloren.

Die Batterie vor uns hatte zu unserem Glück zwei oder drei Minuten geschwiegen; jetzt hauten wieder, kaum hundert Meter vor uns, die Kartätschensalven auf die Straße, die unseren Vortrupp vernichtet hatten; wie wenn eine Schaufel voll Erbsen auf die Scheunentenne geworfen wird, so flackerten die Kartätschenkugeln auf das Pflaster; die feindlichen Geschütze hatten ihr Feuer etwa hundert Meter zurückverlegt, wohl in der Annahme, daß wir inzwischen näher gekommen wären.

Wie auf Kommando machte unser Sturmhaufen „rechtsschwenkt marsch“. Ich fühlte im nächsten Augenblick einen Gartenzaun vor der Brust, fühlte einen schier unerträglichen Druck von vorn und hinten — ein Krachen und Splittern des Zaunes — und der Strom der Jäger ergoß sich in die tiefer liegenden Gärten und stürzte, sich auflösend, über Zäune und Hecken der Straße entlang vorwärts; nach kurzer Zeit links von mir durch ein letztes Krachen der Geschütze lautes Hurra, Hurra! — die ersten Geschütze des Krieges waren im Sturm erobert!

Jetzt dachte ich wieder an meinen verlorenen Zug; ich wandte mich, an einzelnen durch die Gärten vorgehenden Schützen entlang, nach rechts, in der Hoffnung, meine Kompanie wiederzufinden. Bald kam ich in eine mit einzelnen Bäumen bestandene Mulde,

in der zahlreiche führerlose Soldaten herumstanden. Ziemlich hoch über uns rauschten die Garben des feindlichen Gewehr- und Maschinengewehrfeuers hinweg; nach der heißen Glut, die uns aus der eben eroberten Batterie aus nächster Nähe entgegengelodert war, klang das rollende Gebrüll des Artilleriefeuers der Forts jetzt fast wie aus beruhigender Ferne. Im ersten Augenblick überkam mich ein Gefühl des Geborgenseins, im nächsten kam der Gedanke: jetzt in die Erde versinken, — jetzt in ein Mauseloch kriechen! So muß es einem mit den Wogen ringenden Schiffbrüchigen zu Mute sein, der den dahintreibenden Rettungring ergriffen hat. Aber dann sah ich im ersten fahlen Dämmern des Tages schreckensstarre Gesichter um mich herum, der Ekel würgte mir in der Kehle — das gab mir meine Fassung wieder; ich rief: „Vorwärts, alles mitkommen!“ und lief auf eine jetzt im Morgengrauen auf etwa fünfzig Meter vor uns sichtbare bebaute Straße zu, die etwa parallel zu unserer ursprünglichen Vormarschstraße verlief. Von den vielen Männern folgten mir nur vier Jäger.

Auf dieser Straße stießen wir auf einen seltsamen Haufen, den wir nach kurzem Lauf einholten: eine Feldhaubitze und ein Munitionwagen, beide in Feuerstellung, wurden nebeneinander von Artilleristen, Jägern und Infanteristen, im ganzen etwa zwanzig Mann, stetig, aber wegen der Schwere des Geschützes nur langsam und ruckweise vorwärtsgeschoben. Von vorn schoß der Feind; deshalb zog keiner an Langtauen, keiner griff in die Speichen; zwei der stärksten Männer hoben unter Keuchen den Lafettenschwanz an; die anderen schoben an der Lafette, an den Radreifen, am Aufsatz, an den Richtvorrichtungen — kurz, jeder kleinste Vorsprung des Geschützes wurde als Handhabe zum Schieben benutzt. Alles ballte sich wie ein Bienenschwarm hinter die Schutzschilde.

Nur ein älterer hochgewachsener Offizier in Mantel und Feldmütze ging aufrecht vor der mannsbreiten Lücke zwischen Geschütz und Munitionwagen. An den roten Vorstößen von Mantelgurt und Schoßtaschen erkannte ich, schon ehe wir ihn ganz eingeholt hatten, daß er ein General war. In der Rechten trug er ein Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr; das beruhigte mich insofern, als ich von ihm nun keinen Vorwurf wegen meiner nicht vorschriftmäßigen Bewaffnung zu befürchten brauchte. Noch mehr beruhigte mich der wohltuende Klang seiner Stimme: nicht im Kommandoton, sondern gütig und väterlich mahnend klangen seine Worte: „Vorwärts, immer vorwärts, Kinder! Vorwärts, nun kommt doch mit, immer vorwärts! Laßt mich doch nicht allein gehen!“

Es war ein unerhörtes Wunder: da ging ein Mensch, als wäre er unverwundbar, jede Deckung verschmähend, in dem langsamen Zeitmaß, in dem ein schweres Geschütz von seiner Rückseite aus von Menschenkräften vorwärts geschoben werden kann, aufrecht

durch das heftige Feuer, das unsichtbare Schützen aus Keller-, Haus- und Bodenfenstern aus geringer Entfernung auf uns richteten. Wie Paukenschläge dröhnten die feindlichen Geschosse auf die Schutzschilde, wie harte Hammerschläge schlugen sie auf das Straßenpflaster, wie Vogelgezwitscher pfiffen und zischten sie über uns und neben den Schutzschilden. Dann wies der General mit der Spitze des aufgepflanzten Seitengewehrs auf ein aus der Häuserflucht vorspringendes Haus, aus dem besonders lebhaft geschossen wurde, und gab den Befehl: „Schuß!“ ...

Ein einziger brüllender Krach von Abschuß und Einschlag in eine fünfzig bis hundert Schritte entfernte Hauswand, ein Feuerblitz aus pechschwarzer Wolke, — eine Wand von Qualm und Mauerstaub versperrte für Minuten jede Sicht — ein prasselndes Krachen von stürzenden Wänden und Mauersteinen und Dachziegeln, ein klirrendes Splittern von zahllosen Fensterscheiben ... Dann herrschte Totenstille, als hätte eine überirdische Riesenstimme dem Lärm Schweigen geboten. Jetzt ging es wieder so an die hundert Meter ohne jede Störung vorwärts, bis erst mit einzelnen Schüssen, dann schnell anschwellend, das feindliche Gewehrfeuer wieder auflebte.

Ich ging gebückt hinter dem dichten Haufen, der das Geschütz vorwärts wälzte. Über den oberen Rand des Schutzschildes hinweg ging mein Blick ständig hin und her, nach vorn und auf den General. Ich sah voll Bewunderung auf diesen Todüberwinder und voll Zweifel auf unser kleines Häuflein. Wir waren allein, ein verlorener Haufen von fünfundzwanzig Männern; hinter uns war nichts, soweit auch der Blick die gerade Straße überfliegen konnte, nichts als brennende Häuser an der mit Schutt und Mauersteinen besäten Straße; hinter uns war nichts, nichts als zwei einzelne Kanoniere, die sich, Geschoßkörbe schleppend, an eine Hauswand drückten. Wir waren ein verlorener Haufen, für den es kein Zurück gab, der ohne Hoffnung auf Sieg seinem Führer in den Tod folgte. War das ein Mensch — unser General — der da mit einer Haubitze und einer Hand voll Männern in den feuerspeienden Rachen einer Riesenfestung eindrang! Aber — wie bald würde er uns allein lassen! Mich beherrschte nur der Gedanke an ihn, der da so ohne jede Deckung neben dem Geschütz vorging: jetzt wird er kippen, wie ein Baum im Walde, an dem kreischend die Säge schneidet! — Aber er kippte nicht; aus seinem nach halb rückwärts gewandten Munde kam wieder der Befehl: „Schuß!“ Wieder das brüllende Getöse — dann herrschte wieder Totenstille.

An einem kleinen Platz von etwa doppelter Straßenbreite brüllte ein Kanonier eine erschreckende Meldung, die mir durch Mark und Bein ging: „Munition ist alle!“ Da wollte unser General offenbar Geschütz und Munitionwagen stehen lassen und mit den Männern allein weiter vorgehen. Ich hörte wieder seine mahnenden Worte.

„Vorwärts, vorwärts! Kommt mit, laßt mich doch nicht allein gehen!" — Aber es half nichts, fest klebte alles hinter den vermeintlich sicheren Schutzschilden. Da wiederholte unser General den Ruf, der schon einmal, eine Stunde früher, in dunkler Nacht, in höchster Not Wunder gewirkt hatte: „Die Jäger vor!"

Ich war Jäger und Offizier — der einzige in der kleinen Schar außer dem General. Es war kein Zweifel, jetzt war ich der nächste dazu; ich sprang neben den General vor das Geschütz nach vorwärts... dann ging alles mit blitzartiger Schnelligkeit: ich sah, kaum 150 Meter vor uns, eine Doppelreihe belgischer Infanteristen sich hastig quer über die Straße schieben, für uns eine mehr als doppelte Übermacht; ich sah sie die Gewehre stehend freihändig anschlagen, das hintere Glied zwischen den Schultern des vorderen hindurch; ich hörte viele harte Hammerschläge auf dem Straßenpflaster und dröhnenden Paukenwirbel auf den Schutzschilden hinter mir; wie der Stoß einer zentnerschweren Eisenstange traf es meine vorgeschobene rechte Hüfte, heiß wie glühendes Eisen fuhr es mir durch den Leib; ich stürzte neben dem General aufs Pflaster und sah und hörte nichts mehr, vielleicht eine halbe Minute lang: da weckte mich gräßlich harter Krach und Luftdruck aus dem Rohr unserer Haubitze, die wenige Meter hinter mir stand. Dann war es auf einmal wieder totenstill, — die feindliche Schützenmauer war weggefegt. Einzelne nachfolgende Kanoniere mußten wohl neue Granaten herangetragen haben, — eine Hilfe in höchster Not! Ich sah Geschütz und Munitionwagen weiterrollen, so das kleine Häuflein mit der hohen Gestalt des Generals nach vorn meinen Blicken entschwinden; ich lag allein neben zwei toten Soldaten.

Nach längerer Zeit marschierte ein geschlossener Zug Infanterie unter Führung eines Leutnants vorbei; das war die erste Verstärkung, die die kleine Schar des Generals auf dieser Straße erhielt. — Dann kamen einzelne Nachzügler; ich wurde von zwei Jägern nach dem Verbandsplatz zurückgetragen, der an einer Straßenkreuzung eingerichtet war. Auf dem Bürgersteig lag zwischen Toten und Sterbenden ein toter General, mit seinem Mantel zugedeckt, dessen rote Aufschläge weithin leuchteten. Da legte es sich wie schwarzer Schatten auf mein Bewußtsein: nun ist er tot — nun hat es ihn doch gefaßt!

Für mich folgten drei Tage und zwei Nächte mit fünf anderen Schwerverwundeten zusammen in einem engen Raum, auf hartem Fußboden, ohne jede Verbindung mit Deutschen Soldaten. Von Zeit zu Zeit hörte man das Rattern und Heulen schwerer Granaten und nahe und fern das Getöse ihrer Einschläge. Waren wir Sieger, waren wir gefangen — wir wußten es nicht. Am dritten Tage kamen Kraftwagen, die uns nach Aachen ins Lazarett brachten. Als

ich dort nach vierzehn Tagen aus meinen Fieberträumen erwacht war, hörte ich verwundete Offiziere neben mir von dem Heldentode des Generals von Wussow sprechen, der unser Brigadekommandeur gewesen war; da erzählte ich mein Erlebnis mit dem General, den ich für den General von Wussow hielt; aber ein Leutnant vom Regiment 27 belehrte mich: „Das kann Wussow nicht gewesen sein, denn der ist ja schon in dunkler Nacht in Micheroux gefallen; das ist der Generalmajor Ludendorff gewesen! Er hat die Führung der 14. Brigade nach dem Tode Wussows übernommen, und von den sechs Brigaden, die zum Sturm auf Lüttich angesetzt waren, ist Ludendorffs Brigade als einzige siegreich gewesen!" — So hörte ich den Namen Ludendorff zum ersten Male.

Das weitere siegreiche Vordringen der 14. Brigade unter Ludendorffs Führung lesen wir in seinen „Kriegserinnerungen", wo er schreibt:

„Beim Heraustreten aus dem Dorf — gemeint ist Queue du Bois — erkannten wir nach der Maas zu eine in Richtung Lüttich marschierende Kolonne. Ich hoffte, es wäre die 27. Inf. Brig. Es waren aber Belgier, die über die Maas kopflos abzogen, statt uns anzugreifen. Lange Zeit dauerte es, bis die Lage festgestellt war. Inzwischen verstärkten sich die bei mir befindlichen Kräfte durch das Eintreffen zurückgebliebener Soldaten. Der Durchbruch durch die Fortlinie war gelungen. Das Infanterie-Regiment 165 unter seinem hervorragenden Kommandeur, dem damaligen Oberst von Oven, rückte geschlossen heran. General v. Emmich traf ein. Der Vormarsch auf die Chartreuse wurde fortgesetzt.

General v. Emmich stellte mir noch Teile der weiter südlich angesetzten 11. Inf.-Brigade zur Verfügung in der Annahme, daß auch sie durchgebrochen sei. Der Weitermarsch fand ohne Zwischenfälle statt. Im Angesicht der Werke an der Nordfront Lüttichs erstiegen wir aus dem Maastal die Höhen östlich der Chartreuse. Als die Brigade dort eintraf, war es etwa 2 Uhr geworden. Die Geschütze wurden gegen die Stadt gerichtet. Ab und zu wurde ein Schuß abgegeben, teils als Signalschuß für die anderen Brigaden, teils um den Kommandanten und die Stadt willfährig zu machen. Ich mußte sorgfältig mit der Munition haushalten, sie war sehr knapp geworden. Die Truppe war erschöpft und durch den zersetzenden Kampf teilweise stark mitgenommen. Die Offiziere hatten ihre Pferde verloren. Die Feldküchen waren zurückgeblieben. Ich ließ die Brigade rasten und verpflegte sie, so gut es ging, durch Beitreibungen aus den umliegenden Häusern.

Bald erreichte General v. Emmich wieder die Brigade. Von den Höhen östlich der Chartreuse hatten wir einen schönen Überblick über die Stadt. Sie lag zu unseren Füßen. Aus ihr heraus, auf dem jenseitigen Ufer der Maas, erhob sich die Zitadelle. Dort

wurden plötzlich weiße Fahnen gesetzt. General v. Emmich wollte einen Parlamentär hinsenden. Ich schlug vor, den feindlichen zu erwarten. Der General blieb bei seinem Entschluß. Hauptmann v. Harbou ritt in die Stadt. Um 7 Uhr abends kam er wieder: die weiße Flagge wäre gegen den Willen des Kommandanten gezeigt. Zum Einmarsch in Lüttich war es zu spät geworden. Eine schwere Nacht stand bevor.

Inzwischen hatte ich die Brigade sich einrichten lassen. Unsere Lage war ungemein ernst. Von den anderen Brigaden kam keine Nachricht, auch von der 11. nicht. Meldereiter waren nicht durchgekommen. Es wurde immer klarer: die Brigade befand sich allein im Fortgürtel, abgeschlossen von der Außenwelt. Wir mußten mit feindlichen Gegenangriffen rechnen. Besonders unbequem waren für uns etwa tausend belgische Gefangene. Als erkannt wurde, daß die vor uns liegende Chartreuse, ein altes Festungwerk, unbesetzt war, sandte ich eine Kompanie mit diesen Gefangenen dorthin. Der Kompaniechef muß an meinem Verstande gezweifelt haben.

Die Nervosität der Truppe steigerte sich bei Einbruch der Dunkelheit. Ich ging die Fronten ab und ermahnte die Leute zur Ruhe und festen Haltung. Das Wort ‚Wir sind morgen in Lüttich', richtete sie auf.

General v. Emmich mit seinem Stabe fand in einem kleinen Bauernhof Unterkunft.

Ich werde die Nacht vom 6./7. August nie vergessen. Es war kalt. Meine Sachen hatte ich zurückgelassen, Major v. Marcard gab mir seinen Umhang. Gespannt lauschte ich, ob irgendwo ein Kampf hörbar wurde. Ich hoffte immer noch, daß wenigstens die eine oder andere Brigade die Fortslinie durchbrochen habe. Alles blieb still, nur alle halbe Stunde fiel ein Haubitzschuß auf die Stadt. Die Spannung war unerträglich. Gegen 10 Uhr abends gab ich einer Jäger-Kompanie, Hauptmann Ott, den Befehl, die Maasbrücken in Lüttich zu besetzen, um sie für weiteren Vormarsch in der Hand und eine Sicherung für die Brigade weiter vorn zu haben. Der Hauptmann sah mich an — und ging. Die Kompanie erreichte ohne Kampf ihr Ziel. Meldungen kamen nicht zurück.

Es wurde Morgen. Ich ging zum General v. Emmich und besprach mit ihm die Lage. Der Entschluß, einzurücken, stand fest. Nur den Zeitpunkt wollte sich der General noch vorbehalten. Während ich die Aufstellung der Brigade verbesserte und versuchte, die Vormarschstraße der 11. Inf.-Brigade zu erreichen, erteilte mir sehr bald darauf der General v. Emmich den Befehl zum Einmarsch. Oberst v. Oven hatte die Vorhut. Der Rest der Brigade mit den Gefangenen folgte in gewissem Abstande, General v. Emmich mit seinem Stabe und ich mit dem Brigadestabe an dessen Anfang. Während des Einmarsches ergaben sich viele umher-

stehende belgische Soldaten. Oberst v. Oven sollte die Zitadelle besetzen. Meldungen veranlaßten ihn, dies nicht zu tun, sondern den Weg in Richtung Fort Loncin, im Nordwesten der Stadt, einzuschlagen und sich an diesem Ausgang von Lüttich aufzustellen. In der Annahme, daß Oberst v. Oven auf der Zitadelle sei, fuhr ich mit dem Brigade-Adjutanten in einem belgischen Kraftwagen, den ich mir nahm, dorthin voraus. Kein Deutscher Soldat war dort, als ich eintraf. Die Zitadelle war noch in feindlicher Hand. Ich schlug an das verschlossene Tor. Es wurde von innen geöffnet. Die paar hundert Belgier ergaben sich mir auf meine Aufforderung.

Die Brigade rückte nun an und besetzte die Zitadelle, die ich sofort zur Verteidigung einrichtete.

Meine selbstübernommene Aufgabe war damit beendet. Ich konnte General v. Emmich bitten, mich nunmehr zu entlassen."

Vor einigen Jahren hat ein Besucher den Feldherrn in der Unterhaltung einmal gefragt, was er sich gedacht habe, als er auf der Zitadelle so unvermutet der feindlichen Besatzung gegenübergestanden hätte. Die Antwort hat gelautet: „Ich habe mir gar nichts gedacht; ich habe Befehle erteilt!" Jawohl, so muß es gewesen sein; diesen Befehlen gegenüber gab es nur Gehorsam!

Mit der Besetzung der Stadt war das Schicksal der Festung besiegelt, nachdem noch die beiden Nachbarbrigaden, die 11. und 27., zur Verstärkung der Streitkräfte des Generals von Emmich herangeholt waren. Die Außenforts waren am 15. 8. durch die schwere Artillerie, vor allem durch die 42-Zentimeter-Mörser, zusammengeschossen; als letztes fiel das Fort Loncin, in dem der tapfere Kommandant der Festung, General Leman, seine Zuflucht gesucht hatte. Durch das Eingreifen General Ludendorffs im Augenblick der höchsten Not war der Weg für den unvergleichlichen Siegeslauf des Deutschen rechten Heeresflügels freigemacht, der Deutsche Soldaten bis dicht vor die Tore von Paris geführt hat.

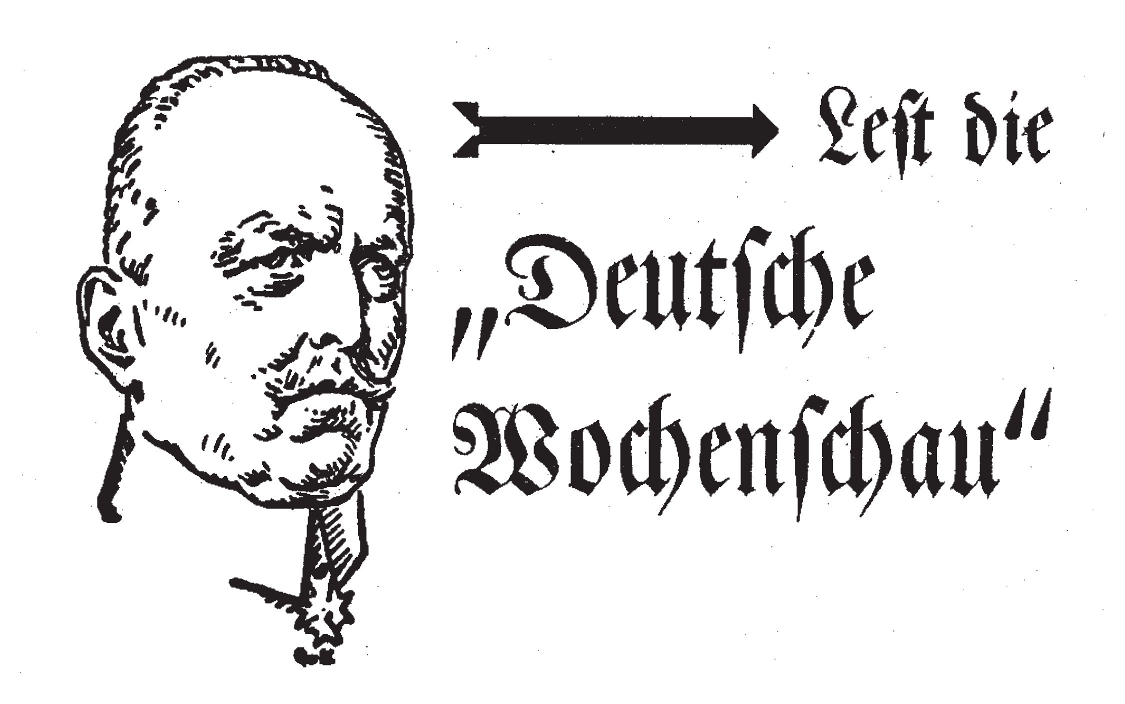
Was war nun aus den fünf anderen Deutschen Brigaden geworden? Ihre Durchbruchsversuche sind nach verzweifelten nächtlichen Kämpfen unter schweren blutigen Opfern und Gefangenenverlusten zusammengebrochen; von den Nachbarbrigaden der siegreichen Ludendorffschen Brigade, im Norden 27. und im Süden 11. Brigade ist schon erwähnt, daß sie am 7. 8. zur Verstärkung der 14. Brigade nachgezogen werden konnten, nachdem sie in ihre Sturmausgangsstellungen zurückgegangen waren; wie verzweifelt die Lage bei den beiden am weitesten südlich angreifenden Brigaden gewesen ist, erhellt die Tatsache, daß ihre Reste am 6. 8. gegen Mittag in der Auffassung, daß alles verloren sei, den Rückmarsch zur Deutschen Grenze angetreten haben; erst in der Nacht vom 7. zum 8. 8. wurden die beiden Brigaden einen guten Tage-

marsch von Lüttich entfernt in Theux von einem Ordonnanzoffizier des Generals von Emmich gefunden, aus der verzweifelten Niedergeschlagenheit des Rückzuges gerissen und unter Stürmen der Begeisterung über den unverhofften Sieg nach Lüttich geführt.

Die schweren Opfer dieser fünf Brigaden waren jedoch nicht umsonst gebracht; sie hatten die feindlichen Reserven restlos in Anspruch genommen und dadurch mittelbar zu dem Erfolg des Generals Ludendorff mit seiner 14. Brigade beigetragen.

So steht am Anfang des größten aller Kriege eine in der Kriegsgeschichte aller Zeiten einzig dastehende Tat: der General Erich Ludendorff, in dessen starker Deutscher Seele die Todesnot des Deutschen Volkes brannte und in dem der Wehrwille seines Volkes, alles überstrahlend, gleichsam zu den Sternen emporloderte, hat die Festung Lüttich im Sturm genommen und damit die erste Bresche in den waffenstarrenden Ring geschlagen, den die Vertreter jüdischer Weltanschauung aller Richtungen um Deutschland gelegt hatten. Aber es geschahen Wunder, die das Deutsche Volk an den Rand des Abgrundes brachten: Ludendorffs Name und seine ureigenste Tat war nicht am nächsten Tage in aller Munde; sein Name wurde totgeschwiegen; er, dessen Fähigkeiten an den maßgebenden Stellen längst bekannt waren, wurde nicht nun endlich an die leitende Stelle, an die Seite Moltkes, gerufen, wie es uns jetzt selbstverständlich erscheint. Auch als der Generalmajor Ludendorff drei Wochen später mit Tannenberg seine Befähigung zum Feldherrn des Weltkrieges erwiesen hatte, wurde er nicht ins Große Hauptquartier berufen; wir wissen es heute, warum: es war der Wille der schwarz-rot-goldenen Internationale, der überstaatlichen Mächte, daß Deutschland seine Kriegsflagge für immer streichen sollte, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben.

Der Feldherr des Weltkrieges wurde nach dem Weltkriege der völkische Freiheitkämpfer, der am 9. 11. 1923 an der Feldherrnhalle in München — wie bei Lüttich — seinen Mitkämpfern voranging in das Feuer, das völkischen Lebenswillen vernichten sollte; er wurde dann der Revolutionär, der den weltanschaulichen Kampf um die Befreiung seines Deutschen Volkes aus tausendjähriger seelischer Sklaverei begann; wie bei Lüttich hat er die Bresche in den schier unzerstörbar erscheinenden Ring gesprengt, den die jüdischen Sklavenhalter um die Seele des Deutschen Volkes geschmiedet hatten; Erich Ludendorff, der Held unseres Herzens, ist tot; aber sein Geist lebt und mahnt sein Deutsches Volk, das zum Teil noch zagend rückwärts schaut, wie bei Lüttich: Vorwärts, immer vorwärts, Kinder! Nun kommt doch mit, immer vorwärts! Laßt mich doch nicht allein gehen!



Achtung freie Deutsche!

Die ständige Kampfwaffe Ludendorffs ist seine Wochenschrift:

Deutsche Wochenschau

Völkische Feldpost

Berlin SW 68, Zimmerstraße 7

Bezugspreis monatlich 1 Mark / Durch die Post zu beziehen

Jede Woche erscheint in dieser Wochenschrift als Ergänzung der Schriften des Generals Ludendorff neue und weitere wichtigste Kampfaufklärung über die Verbrechen der überstaatlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart, die zu verbreiten, vor allem für das Deutsche Volk, aber auch für alle Völker der Erde lebensnotwendig ist. Aber darüber hinaus wird in der Deutschen Wochenschau dem Deutschen Volke und allen Völkern der Erde der Weg zur Arterhaltung und Freiheit und die schöpferische Gestaltung einer lebendigen, wehrwilligen Volkseinheit und der sie und ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit sichernden Staatsform gezeigt.

Durch die Aufsätze des großen Feldherrn und Befreiers von den überstaatlichen Mächten General Ludendorff und der großen Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff (von Kemnitz) hat die Wochenschrift weltgeschichtliche Bedeutung und die verflossenen Jahrgänge sind heute schon gesuchte, hochbewertete Dokumente.

Die Schriftleitung der Deutschen Wochenschau.

Jeder Deutsche liest die „Deutsche Wochenschau!"

Der Feldherr Erich Ludendorff und seine Frau Dr. Mathilde Ludendorff schrieben in den Jahren 1926 bis zum April 1929 Beiträge für die **„Deutsche Wochenschau"**. Ab Mai 1929 bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 veröffentlichten beide ihre Beiträge in der Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte"**. Ab 1933 bis 1939 schrieben beide in **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"**. Digitalisiert als Leseproben jeweils im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderer Quellen erhältlich. Ansonsten digitalisiert im PDF-Format zu beziehen beim Verlag Hohe Warte (www.hohewarte.de, E-mail: vertrieb@hohewarte.de) oder unter www.booklooker.de.